



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte des deutschen Kunstgewerbes

Falke, Jakob von

Berlin, [1888]

Erster Abschnitt.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95816](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-95816)

I. Abteilung.

Frühzeit und Mittelalter.

Erster Abschnitt.

Die Vorgeschichte bis zur Zeit der Karolinger.

Im ganzen westlichen Europa, nordwärts der Alpen, Scandinavien und die britischen Inseln eingeschlossen, nicht am wenigsten auf deutschem Boden, findet man Gegenstände kunstindustrieller Art, welche nach ihrer Entstehung der christlichen Zeit dieser Länder weit vorausgehen. Und nicht bloß das, sie gehen nachweisbar auch jener Epoche voraus, als die Römer einen großen Teil dieser Länder eroberten und demselben ihre Kultur, ihre Sprache, Litteratur, Sitte, Industrie und Kunst brachten.

Es sind steinerne Geräte und Waffen, roh zugehauen oder fein und glatt geschliffen, welche dem Schoße der Erde entsteigen. Es sind Thongefäße, welche aus den Gräbern längst dahingegangener Geschlechter und Völkerschaften hervorgeholt werden, Thongefäße, zum Teil mit der Hand gearbeitet, zum Teil auf der Töpferscheibe gedreht. Es sind Schmucksachen aller Art, von Bein und Glas, von edlem und unedlem Metall, bestimmt zur Verzierung der Männer wie der Frauen, zur Verzierung des Leibes wie der Kleidung, Ringe für Hals und Arm und Hand und Finger, Nadeln für das Haar, Fibeln oder Spangen, die Brust zu schmücken oder die Kleidung zusammen zu halten. Es sind Waffenstücke von Eisen oder Bronze, Waffen zum Angriff wie zur Verteidigung, Schwerter und Dolche, Speere und Pfeile, Helme und Panzerstücke. Es sind Geräte des persönlichen, handlichen Gebrauchs, wie Messer und Äxte und Beile, Geräte des Hauses, wie Schalen und Wannen, Kessel und Eimer, Geräte zu bestimmter Anwendung für Jagd und Fischfang, Teile wenigstens von Wagen und Pferdegeschirr. In solcher Masse sind sie zu Tage gekommen, daß sie überall Museen und Sammlungen füllen; neben den großen Museen der Residenzen kein Hauptort einer Provinz, der nicht auch seine Sammlung hätte, welche Fundstücke dieser Art aufbewahrt. Auf deutschem Boden sind sie gefunden von den Alpen bis nach Jütland, von den Grenzen Ostpreußens bis über den Rhein hinaus; Berg und Ebene, Seen und Flüsse haben gleichmäßig ihren Besitz hergeben müssen, und noch immer, täglich fast, kann man sagen, kommen neue Funde hinzu, den Schatz zu mehren.

Frägt man nach der Beschaffenheit dieser Gegenstände, nach der Arbeit und der Kunstfertigkeit, nach dem Stande, den sie als Zeugen einer Kulturepoche bekunden, so erhält man gar verschieden lautende Antwort. Die Steinwaffen und Steingeräte, die Geräte von Bein, die Gefäße von Thon, welche die freie Hand gehöhlt und geformt hat, führen uns, so scheint es, in eine sehr frühe Zeit der Kultur zurück, in eine Epoche, wenn nicht der ersten, doch der zweiten Stufe in der Entwicklung der Menschheit, in eine Epoche, welche ungezählte Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung zu liegen scheint. Vergleicht man aber damit die neben jenen Gegenständen in den gleichen Gegenden auf gleichem Boden gefundenen Waffenstücke und Schmuckfachen aus Erz und Eisen oder auch aus edlem Metall, so stehen wir mit Staunen vor den Erzeugnissen einer anscheinend hohen Kultur. Die Menschen, welche diese Metallarbeiten gemacht haben, sie haben es nicht bloß verstanden, die verschiedenen Metalle, Kupfer, Zinn, Eisen, Silber und Gold dem Boden abzugewinnen, sie haben gelernt, dieselben in technisch vollkommenster Art zu verschmelzen und zu verbinden und zu Geräten feinsten Arbeit zu verwenden. Die Vollkommenheit, mit welcher Kupfer und Zinn zu Bronze verschmolzen und mit welcher dieses Erz stahlgleich gehärtet worden, ruft, technisch betrachtet, unser Staunen und unsere Bewunderung hervor. Und weiter, das eine Metall mit dem anderen zu schmücken, hat man es bereits verstanden, eines in das andere einzuschlagen, edle Metalle in unedle, Silber und Gold auf Bronze und Eisen zu legen und zu festigen; man hat es verstanden, Glasflüsse mit Metall zu vereinen und so dasselbe mit farbigem Email zu verzieren. Man findet Thongefäße, die auf der Töpferscheibe entstanden sind, neben denen, welche die Hand geformt hat, Gefäße, deren Material verfeinert worden, deren Oberflächen kunstreich verziert sind. Man findet bunte Glasperlen, aus farbigen Glaspasten zusammengeschmolzen, man findet Glasgefäße von größter Feinheit des Gebläses und gleicher Zierlichkeit der Form. Und nicht bloß ist es die Technik, welche unsere Bewunderung erweckt, man muß anerkennen, daß Geschmack und Kunst bereits eine gewisse Höhe der Ausbildung erhalten haben. In dem Schwung der Linien, zumal der Waffenstücke, in den mannigfachen Formen der Schmuckgegenstände und sonstiger Ziergeräte, in den Ornamenten, welche vertieft und erhaben, oder in aufgelegtem Silber und Gold, oder mit farbigen Pasten die Gegenstände verzieren, spricht sich ein bestimmter Geschmack, ein bestimmter Stil aus, der jenen Standpunkt einfacher Linienverzierung, wie er die mit der Hand geformten Thongefäße bezeichnet, lange, lange schon überwunden haben muß.

Kein Wunder, daß diese Erscheinungen alle die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Dilettanten auf sich gezogen haben und man nach Erklärung für ihre Rätsel suchte. Wie ist das Rohe und das Vollkommene nebeneinander zu vereinen? woher stammen diese Gegenstände? sind sie von heimischer oder fremder Arbeit? dort geschaffen, wo sie gefunden worden, oder aus fernen Ländern hergeführt? wer sind ihre Verfertiger? wie nennen sich die Völkerschaften, welche damals auf diesem verschiedenen Boden lebten? und wann ist dieses damals? welches sind die Zeiten, die Epochen, die Jahrhunderte, in welchen sie geschaffen worden? Eine Fülle nur ganz allgemein gehaltener Fragen, auf welche niemand Auskunft giebt oder geben kann als diese Gegenstände allein nach ihrer Art und Beschaffenheit. Die Fragen sind gemein-

sam allen Ländern, denen diese Fundstücke angehören; ihre Beantwortung kann hier um so weniger umgangen werden, als darauf die Entscheidung beruht, wie früh oder wie spät selbständige Kunstarbeit auf deutschem Boden begonnen hat.

Nordische Gelehrte waren es, welche sich mit der Lösung des Rätsels beschäftigten und eine Erklärung versuchten. Die Funde, zumal von bestimmter Art, waren so zahlreich bei ihnen, daß sie förmlich dazu drängten, das Dunkel aufzuhellen. Jene Gelehrten gingen von dem Gedanken aus, daß alle diese in den skandinavischen Ländern gefundenen Waffen, Geräte, Schmucksachen auch in dem Lande, wo sie gefunden, verfertigt sein müßten, also skandinavische Erzeugnisse, heimische Arbeit wären. Da es nun unleugbar ist, daß Steinwaffen und Steingeräte einen roheren oder tieferen — wir sagen nicht älteren — Zustand der Kultur darstellen als solche von Erz oder Eisen, so nahmen sie drei verschiedene Stufen und damit drei verschiedene Zeitepochen in der alten und ältesten Kulturgeschichte ihrer Länder an, eine Steinzeit, eine Bronzezeit und eine Eisenzeit, welche in dieser Reihe aufeinander gefolgt wären. Diese Theorie, welche ja auf der Beschaffenheit und dem Material der Gegenstände selber beruht, schien äußerst annehmbar. Man hatte damit zwar keine bestimmten Zeitepochen gewonnen, aber man hatte ein hübsches System, in das sich das Gefundene leicht einschachteln ließ, zumal als man Unterabteilungen machte und eine frühere und spätere Bronzezeit, eine frühere und spätere Eisenzeit unterschied. Die Theorie schien auch auf den Kontinent anwendbar. Sie schmeichelte der Nationalitätseitelkeit, indem sie die Urahnen, von denen uns die Geschichte noch gar nichts oder so gut wie gar nichts berichtet, bereits auf einer höheren Stufe der Kultur erscheinen ließ; man konnte in Irland von einer irischen, in England von einer britischen, in Frankreich von einer gallischen, in Deutschland von einer germanischen, wenn nicht Kultur, doch Industrie reden, in allen jenen Ländern aber von einer keltischen.

Die Theorie erfreute sich daher rasch allseitigen Beifalls, und man lernte alsbald bestimmen, was der Stein-, der Bronze-, der Eisenzeit angehöre — das Material gab ja den Ausschlag —, ja man wußte genau anzugeben, was den Germanen, was den Kelten zukomme, ehe man noch wußte oder weiß, wer und was denn die Kelten eigentlich sind und waren. Selbst klassische Philologen oder Archäologen, die sich mit den ältesten Nachrichten und den ältesten Erzeugnissen auf klassischem Boden im Dunkel befanden, adoptierten unbesehen diese plausible und so bequeme Theorie.

Und doch war „etwas faul im Staate Dänemark“, will sagen an dieser dänischen Theorie, der Erfindung des dänischen Gelehrten Thomsen.

Für Forscher, die etwas tiefer drangen und sich weniger leicht beruhigten, waren nicht die Fragen alle beantwortet; es entstanden Zweifel und Bedenken, welche heute wiederum zur Ablehnung dieser Theorie geführt haben.

Man hatte nicht selten Steingeräte mit dem Bronzegeräte vereint gefunden, nun — darüber half man sich leicht hinweg, denn diese Gegenstände gehörten nun alle der Übergangsepoch, dem frühen Bronzezeitalter, an. Wie aber, wenn sich Steingerät in einer anderen Schichtung oberhalb der Bronzen gefunden? denn auch das ist vorgekommen. Wie kann alsdann das Steinzeitalter der Bronzezeit vorausgegangen sein? Es hätte ja folgen müssen. Es finden sich auch Steingeräte, die

offenbar einer historischen Zeit und einer ziemlich späten angehören, während doch der Beginn der Bronzezeit um ungezählte Jahrhunderte in die vorhistorische Zeit, d. h. in die dunkle Vorgeschichte eben dieser Länder, hinaufsteigt. Auch auf der Scheide der Bronze- und Eisenzeit steht die Sache fraglich. Anfangs waren die Bronzefunde an Zahl so überwiegend, daß man die wenigen Eisengeräte oder Eisenwaffen aus dem Spiele lassen oder der späteren bereits historischen Zeit zuweisen konnte. Allmählich haben sich aber auch die Eisenfunde gemehrt, und es sind Eisenwaffen und Eisengeräte zu Tage gekommen in solcher Verbindung mit den Bronzen, ja beide Metalle an denselben Stücken vereint, daß man diesen eisernen Gegenständen dasselbe hohe Alter wie den Bronzen zuerkennen muß. Man kann sich der Überzeugung nicht mehr verschließen, daß der Eisenarbeit überhaupt mindestens das gleich hohe Alter zukommt wie der Erzarbeit, wofür ja auch die theoretische Erkenntnis spricht, daß das Eisen leichter zu gewinnen und zu verarbeiten ist als die aus Zinn und Kupfer zusammengesetzte Bronze. Es sind daher auch die Anhänger der Dreizeitentheorie mit den Zeitbestimmungen selber ins Schwanken gekommen. Man muß doch ungefähr wissen, soll die Theorie einen Sinn haben, in welche Jahrhunderte oder Jahrtausende diese Epochen fallen, wann denn die eine beginnt und die andere aufhört. Da ließ man früher das Eisenalter etwa mit der Zeit Cäsars beginnen, dann wurde es herabgerückt in die karolingische Epoche, und dazwischen schwankt nun sein Beginn hin und her. In Wahrheit aber müßte derselbe in noch viel frühere Zeiten verlegt werden, zumal alsdann, wenn man andere Länder und Weltteile in Vergleichung zieht. Dies ist aber unnötig, da sich der Widersprüche und Unmöglichkeiten genug auf dem Boden finden, der hier in Rede steht.

Zu dem, was in dieser Beziehung bereits erwähnt worden, kommt die Undenkbarkeit eines Kulturzustandes, wie ihn die Bronze- und Eisenfunde voraussetzen, eben in den Ländern, in denen sie zu Tage gekommen sind, also in den skandinavischen und in den nordalpinischen Ländern, vor der Römerzeit. Eine Kunsttechnik, wie sie an jenen Arbeiten sich darstellt, kann nicht allein stehen; sie setzt voraus, daß ein Volk, welches im Besitz solcher Künste ist, eine lange Epoche der Entwicklung durchgemacht hat und sich in einem Zustande erhöhter und ausgebildeter Zivilisation befindet. Nichts beweiset aber einen solchen Stand der Zivilisation weder in Skandinavien, noch in Germanien, noch in Gallien, bevor die Römer die letzteren Länder ganz oder teilweise kultivierten. Im Gegenteil, was wir durch die schriftlichen Nachrichten über ihren früheren Zustand erfahren, zeigt, daß sie unfähig gewesen wären zur Ausführung solcher Arbeiten; es zeigt, daß der allgemeine Stand ihrer Kultur damals durchaus nicht dem entsprach, welcher jene Kunstfertigkeit voraussetzen läßt. Und die gefundenen Gegenstände selber bestätigen das insofern, als sie nach ihrer Art nur bestimmten und beschränkten Gebrauches sind. Wären sie an Ort und Stelle gemacht worden, also von heimischer Arbeit, so müßten all dort alle Gegenstände des Gebrauchs, sowohl im Hause wie außer dem Hause, so ziemlich auf der gleichen Höhe stehen, denselben Stand der Kultur erkennen lassen. Das aber eben ist nicht der Fall.

Nun ist es allerdings richtig: man hat an manchen Stätten auch Erzklumpen und Formen gefunden, in denen Schmuckstücken und andere Gegenstände gegossen

worden, und somit hat man auch in jenen Ländern selber in ähnlicher Weise gearbeitet. Die Thatsache kann nicht in Abrede gestellt werden. Aber es hat sich ergeben, daß die Erzklumpen aus bereits gebrauchten und zerbrochenen Gegenständen bestehen und aus den Formen nur Arbeiten von roherer Art, von unvollkommener Nachahmung hervorgegangen sind. Es lassen sich diese zwei Arten, von denen die letzteren, die roheren und nachgeahmten, bei weitem die selteneren sind, mehrfach unterscheiden. So hat man auf gallischem Boden neben Goldschmuck von ganz vortrefflicher Arbeit anderen durchaus unvollkommenen gefunden, der sich als eine Nachahmung jenes trefflichen kenntlich macht.

Hätten Gallien und Germanien, von Skandinavien nicht zu reden, jenen Zustand der Kultur vor der Römerzeit und schon lange, lange vor derselben wirklich erreicht gehabt, so müßten die Schilderungen, welche Cäsar, Tacitus und andere Schriftsteller von ihren Völkern machen, durchaus verkehrt sein. Und sind diese Schilderungen richtig, nur ganz im allgemeinen richtig, wo ist dann jener hohe Kulturzustand geblieben? ist er plötzlich ausgelöscht? konnte er verschwinden so sehr, daß die Römer nichts mehr davon vorfanden?

Noch ein anderes Bedenken erhebt sich. Man hat viele Gegenstände gefunden, auch in Skandinavien, welche die Charakterzüge der klassischen Kunst an sich tragen und somit wenn nicht griechischer, doch griechisch-römischer Herkunft sind. Man giebt ohne weiteres zu, daß diese Gegenstände importiert sind und auch der späteren Zeit angehören. Anders mit der weitaus überwiegenden Zahl der Fundstücke. Diese sind merkwürdigerweise überall in allen Ländern von gleicher Art, nicht so, daß nicht unter ihnen technische oder Geschmacksverschiedenheiten beständen, aber diese Verschiedenheiten finden sich auch eben wieder überall. Es sind Verschiedenheiten, die von alters nebeneinander bestehen, oder auch nacheinander aufgetreten sind, z. B. in den mannigfachen Formen der Fibeln und Häfteln, und somit im Laufe der vielen Jahrhunderte auch einen Wechsel des Geschmacks andeuten. Wären sie nun auf dem Boden, wo sie gefunden worden, heimischen Fabrikates, so dürfte man wohl nationale oder lokale Unterschiede erwarten, anders die Gegenstände aus Hallstatt und den Alpen, anders diejenigen aus Gallien und Britannien, anders diejenigen aus Schweden und Dänemark.

Zur Erklärung dieser Gemeinsamkeit in Technik, Ornament und Form ist man zurückgegangen auf die Wanderungen der arisch-germanischen Völkern. Aus ihrer fernen asiatischen Heimat hätten sie solche Kunst mitgebracht und gleicherweise in den festen Sitten ihrer europäischen Niederlassungen ausgeübt. Das ist die Erklärung durch eine Hypothese, die selber noch in Frage steht. Und wenn sie richtig, wenn jene Völkern gewandert sind und jene Künste mitgebracht haben, so bleibt immer noch die Frage, wo diese denn schließlich geblieben sind. War es möglich, sie noch in neuen festen Wohnsitzen zu üben und dann zu vergessen?

Eben jene Gemeinsamkeit aber führt uns auf eine andere Erklärung, eine Erklärung, welche freilich die Theorie der nordischen Gelehrten von den drei Zeitaltern, von der heimischen Entstehung der Fundstücke und dem alten Kulturstande der Bronzezeit vollständig als Phantasiegebilde über den Haufen wirft.

Die Gemeinsamkeit der Charakterzüge findet ihre einfachste Erklärung in der

Gemeinsamkeit der Quelle, welcher sie entstammen. Einen hohen Kulturzustand anzeigend, muß ihre Quelle dort gesucht werden, wo ein solcher Kulturzustand vorhanden ist, und trifft man hier die gleichen Arbeiten, vor allem die gleichen hoch ausgebildeten Metallkünste, so ist die Quelle gefunden.

Dieser Kulturzustand bestand am Mittelländischen Meere tausend Jahre und viel weiter noch — man braucht ja nur an Ägypten und Phönicien zu erinnern — vor der christlichen Zeitrechnung. Was an Nachrichten, sagenhaft oder beglaubigt, aus jenen Gegenden und jener frühen Zeit sich erhalten hat, weist nicht bloß auf einen reichen Wechselverkehr der Völkerschaften, sondern auch auf eine hohe Ausbildung der Industrie und ganz insbesondere der Metallarbeiten. Bei dem Handelsverkehr der Phöniker und der Karthager, bei ihren kühnen Seefahrten, die sich, die Westküste Europas umschiffend, bis nach den skandinavischen Ländern erstreckten, ist es leicht möglich, daß schon damals ihre Metallwaren zu den westlichen und nordischen Völkerschaften gebracht wurden. Und Fundstücke, welche sich phönitischen Art durchaus verwandt zeigen und von den Anhängern der Bronzezeit in die älteste Epoche derselben gesetzt werden, bestätigen das.

Ist aber diese uralte Verbindung mit Phönicien und seinen Koloniestädten nicht ausgeschlossen, im Gegenteil mehr als wahrscheinlich, so ist doch für die Mehrzahl der Fundstücke in Metall, gleicherweise in Erz, Eisen wie in Gold, eine direktere Quelle zu suchen, welche im stande war, die Verbindungen der Phöniker und Karthager aufzunehmen und bis in die spätere Zeit fortzusetzen. Diese Quelle bildet Italien und insbesondere die Völkerschaft der Etrusker. Ist auch der Ursprung dieser Völkerschaft ein dunkler und sind die Rätsel ihrer Geschichte noch nicht gelöst, so wissen wir doch, daß sie in ihren Städten auf dem Boden Italiens eine reiche Kultur entwickelten und eine Industrie und eine Kunst ausbildeten, mit welcher sie, als arbeitende Künstler wie als Exporteure, über die Grenzen ihrer Landesfuge weit hinausgingen. Selber den Schmuck liebend, wie die Bilder und Thonfiguren in ihren Grabstätten zeigen, arbeiteten sie Schmuck jeder Art in Erz wie in Silber und Gold für den Export ganz fabrikmäßig. Und zwar verstanden sie sich auf die feinste Technik. Und wie in Schmuck, so bearbeiteten sie Erz und Eisen zu allerlei Hausgerät, zu Instrumenten, Waffen und Rüstungen, zu Wagen und Geschirr. Sie arbeiteten Gefäße in Thon in solcher Kunst und Vollendung, daß man ihnen mehr als zu viel Ehre angethan hat, indem man alle bemalten Vasen als etruskische bezeichnete, auch solche, welche bestimmt griechischer Herkunft und Arbeit sind und zu ihnen selber durch den Handel als Import gebracht worden. Es war demnach nicht eine einseitige Industrie, sondern eine Industrie als Ausfluß eines allgemeinen, hoch ausgebildeten Kulturstandes. Die Fülle der Gegenstände, welche ihre eigenen Grabstätten in toskanischem Boden an das Licht gebracht haben, liefert den Beweis.

Diese Gegenstände sind dem Kunststile nach von doppelter Art. Enge und dauernde Verbindungen mit Griechenland in jener Zeit, als im griechischen Mutterlande die griechische Kunst in ihrer eigentümlichen Art sich erhob, haben diesen klassischen Kunststil bis zu einem gewissen Grade auch in Etrurien heimisch werden lassen. Neben diesem gräzifizierenden Stil aber, der mit der wachsenden Herrschaft Roms und der Annahme griechischer Art und Kunst im römischen Reiche mehr und

mehr die Oberhand bekam, behauptete sich ein zweiter, mehr willkürlicher, im Vergleich mehr barbarischer oder archaischer Stil, welcher wohl als der ursprünglich etruskische zu betrachten und auf phönikischen, cypriischen, selbst ägyptischen Einfluß aus der östlichen Hälfte des Mittelmeers zurückzuführen ist. Dort trieben sich ja die Tyrrhener, wie sie dort genannt wurden, schon in den vorhomerischen Zeiten mit ihren Schiffen umher. Beide Stilarten gehen in der etruskischen Kunst nebeneinander her, wie sich, beispielsweise gesagt, an den schwarzen Thongefäßen zweierlei Arten von Formen auf das deutlichste unterscheiden lassen. Ebensovienig aber konnte es ausbleiben, daß sich auch die Formen und zumal die Ornamentmotive, miteinander vermischten und nebeneinander auf demselben Gegenstande erscheinen, oder die klassischen Motive ein barbarisches Gesicht zeigen, die heimischen aber sich veredeln.

Vergleicht man nun mit denjenigen Gegenständen, welche in den Grabstätten der etruskischen Städte Italiens gefunden worden, Gegenständen, welche unzweifelhaft von etruskischer Arbeit sind, alles das, was man nordwärts der Alpen oder noch in den Alpen der sogenannten Bronzezeit zuschreibt, insbesondere der früheren Bronzezeit, so wird man kaum Formen, Ornamente, Geräte finden, davon nicht die Ähnlichkeit, um nicht mehr zu sagen, in die Augen springt. Es sind dieselben Formen der Nadeln, der Fibeln und Spangen, es sind dieselben Verzierungen, dieselben Formen der Waffen und Geräte, dieselben aus Bronzeblech geschlagenen großen Eimer und andere Gefäße, es ist dieselbe vollkommene Technik, welche gießt, schmiedet, treibt, ziselirt, graviert, selbst die gravierten Linien nach uralter Technik mit edlem Metall in heute sogenannter Tauschierarbeit auslegt. Man hat für die seltensten und absonderlichsten Formen, denen man unbedingt heimische Entstehung glaubt zuschreiben zu müssen, in etruskischen Grabstätten die gleichen Beispiele gefunden. Man kann zu all den zahllosen Fundstücken des hochgelegenen Grabfeldes von Hallstadt, welche nach ihrer Entstehung einen Zeitraum von Jahrhunderten umfassen, die Parallelen gleicherweise auf italischem Boden finden, und hat sie gefunden, wie ebenso im Norden und in verschiedenen gallischen und germanischen Gegenden.

Das alles läßt sich im einzelnen nachweisen und ist zumal von Lindenschmit in den Exkursen zu seiner großen Publikation: „Die Altertümer unser heidnischen Vorzeit“, klar und eingehend nachgewiesen worden. Hier an dieser Stelle, wo es sich darum handelt, aus der deutschen Arbeit auszuscheiden, was ihr nicht gehört, um festen Boden für das zu gewinnen, was ihr zukommt, hier interessieren uns nur die Resultate dieser Untersuchungen.

Der Handel ist es, welcher die Arbeiten des technisch hochgebildeten Südens nach dem Norden gebracht und durch die Länder verbreitet hat, von Irland bis nach Ungarn hinein, von den schweizer und österreichischen Seen, von den Alpenübergängen bis in den skandinavischen Norden. An diesem Handel, der schon ein blühender gewesen sein muß, als selbst noch die Mittelmeerstaaten im Zwielicht der Geschichte lagen, waren neben den Etruskern und vor ihnen die Phöniker und dann auch die griechischen Kolonien beteiligt. Griechische Werkstätten blühten auch im fernen Osten zu Panticapäum am Schwarzen Meere in der Krim, und ihre Arbeiten gingen von da aus nordwärts und westwärts zu den Skythen und durch sie hindurch; selbst in der Lausitz hat man die Erzeugnisse dieser griechischen Goldschmiedekunst gefunden.

Der Handel im Westen des Mittelmeeres ging um Westeuropa herum, aber ebenso auch auf den verschiedenen Alpenstraßen zu Lande, dann über die Schweizerseen und die Flüsse, insbesondere den Rhein hinab, und tief in die Länder. Ein Stapelplatz dieses Handels, selber ein Emporium fabrikmäßiger Arbeit, war Massilia, von wo aus die Waren durch Gallien gingen. Die Südländer holten die Rohmaterialien aus den nordischen Ländern, Bernstein und Metalle, Zinn und Silber und Gold, und brachten dafür die fertigen Gegenstände zurück, Schmucksachen und Waffen und auch Geräte, reich an Zahl, ausgezeichnet in der Arbeit, aber wenig und bestimmt in Bezug auf die Arten, je nachdem das Bedürfnis jener unkultivierten Völker sie verlangte. Die Handelsverbindungen scheinen ohne Unterbrechung fortgegangen zu sein, denn ehe die Römer diese Länder oder einen Teil derselben eroberten, waren sie in der Schweiz und in Gallien schon im Besitz des Handels.

Von diesen Eroberungen an datiert nun eine neue Epoche. Einestheils wurde die ganze Kunst am Mittelmeer unter der Herrschaft des römischen Weltreichs hellenistisch oder gräko-römisch, und die Gegenstände, die nun nach dem Norden exportiert wurden, mußten einen andern Charakter tragen. Und so ist es auch. Andererseits als Gallien romanisiert worden und ebenso Germanien jenseit des Rheines und jenes Stück Germaniens, welches durch den Vimes vom Rhein bis zur Donau abgeschnitten wurde — wir lassen es dahin gestellt, bis zu welchem Grade es geschah —, da konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch römische, italische Industrie auf diesem eroberten und kultivierten Boden niederließ. Die Regionen nahmen ihre Handwerker mit und die Regionen erhielten ihre Standquartiere und aus den Standquartieren wurden bleibende Städte.

Das geschah nun nicht auf einmal, sondern langsam im Laufe der ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserherrschaft. Sämtliche Städte von Carnuntum und Windobona bis nach Straßburg, von Straßburg bis Xanten, insbesondere Augsburg, Mainz, Köln, Trier, blühten als Römerstädte empor. Ihre Industrie mußte demnach römischen Charakter tragen, wie sich dieselbe eben damals im weiten römischen Reiche herausgebildet hatte. Welchen Anteil aber Eingeborene des Landes, also Germanen auf deutschem Boden, Gallier auf gallischem Boden, an dieser Industrie hatten, ob sie selber in derselben thätig waren und so auch dasjenige, was in jenen Gegenden aus diesen Jahrhunderten der Kaiserzeit gefunden worden, zum Teil wenigstens Arbeit ihrer Hände ist, das lassen wir einstweilen dahin gestellt. Ohne Zweifel wurde auch in dieser Kaiserperiode vieles aus italischen und anderen Städten des Römerreichs nach dem Norden und also auch nach Germanien importiert, doch ebenso sicher, was in der vorausgegangenen Epoche nicht der Fall war, auf dem eroberten und kultivierten Boden fabriziert. Insofern haben die Franzosen recht, von einer gallo-römischen Industrie zu sprechen, und ebenso können die Deutschen von deutsch-römischer Arbeit sprechen. Der Ort der Entstehung spricht dafür, nicht aber der Charakter der Arbeit, der Technik wie der Kunst. Technik und Kunstgeschmack bleiben römisch, solange die Römerherrschaft dauert. Erst als diese zu Ende ist und deutsche Völkerschaften nach der Völkerwanderung auf dem romanisierten Boden in ihren neuen oder alten Sitzen bleibend werden, da gesellen sich fremdartige Elemente zu jenen Kunsttechniken, welche die Römer geübt und den Germanen hinterlassen haben. Erst von diesem Moment an,

etwa vom Ende des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, kann man von einer deutschen Industrie, von einer deutschen Kunstarbeit reden. Was vor dieser Zeit auf dem deutschen Boden der Römerherrschaft gefunden worden, das scheidet sich in seinem Charakter sowohl von dem, was der Zeit vor der römischen Eroberung angehört, als auch von dem, was nach dem Untergange des abendländischen Römerreichs entstanden, obwohl es nach beiden Seiten hin Verwandtschaft zeigt und zeigen muß. Es muß die Verwandtschaft zeigen, sagen wir, denn wie rückwärts die Quelle im Etruskischen und Hellenischen liegt, so bildet es wieder seinerseits die Quelle für das, was aus den fränkischen und alemannischen Gräbern der Merowingerzeit an das Licht gebracht worden, für dasjenige, was man, wie später gezeigt wird, zum erstenmal als deutsche Arbeit bezeichnen kann.

Von jenen deutsch-römischen Arbeiten, d. h. von den Funden der römischen Kaiserzeit auf deutschem Boden, sei nur einiges besprochen, was für die Folgezeit Bedeutung hat. Hierher gehört, als einer der ersten Industriezweige — der ersten nach Zeit und Bedeutung — die Töpferei. Thongefäße wie Holzgeräte, wenn es nicht noch ausdrücklich von römischen Schriftstellern versichert würde, müßten wir auch so der heimischen Arbeit in ältester Zeit zuschreiben; alle Völkerschaften kennen und fabrizieren Thongefäße sozusagen ureigentlich. So finden sie sich auch überall auf germanischem wie skandinavischem Boden aus einer Zeit, welche dem ältesten Import, wenn nicht vorausgeht, doch gleichzeitig ist. Es ist Arbeit für den Hausgebrauch, bei der von Kunst wenig oder gar nicht die Rede ist, wenn man nicht ein paar Zickzacklinien dafür halten will, welche allerdings den Anfang der Ornamentation bilden. Die Drehscheibe ist noch unbekannt, die Formen sind weitbauchig, topfartig, plump — wenigstens soweit die Urnen aus den Grabhügeln urteilen lassen — meist nach unten gespitzt, mit der Hand gehöhlt und geformt. Finden sich Henkel, wie sie doppelt zum Anfassen für beide Hände vorkommen, so sind sie ebenfalls plump, wie aus einem angelegten Stück Thon mit durchbohrtem Loch. Das Material ist grob, die Festigkeit durch den Brand sehr gering, die Oberfläche rauh, die Formung oft windschief, kurz die Töpferei steht auf ihrer ersten und untersten Stufe.

Nun giebt es allerdings auch Thongefäße sehr früher Zeit, welche dem zu widersprechen scheinen und schon auf eine höhere Stufe hinweisen. Man hat in schweizer und österreichischen Seen, auch in Hallstadt Topfscherben gefunden, deren vertiefte, in der Zeichnung freilich sehr einfache Ornamente, mit einer weißen, kreideartigen, wie es scheint erst nach dem Brande hinzugefügten Masse ausgefüllt sind, eine Kunstübung, die über das Primitive hinausgeht. Man muß aber bedenken, daß hier Italien nicht ferne ist, daß hier den Seen mit ihren Pfahlbauten entlang und über dieselben die Handelsstraßen von Süden her durch die Alpen ziehen und lange vor der römischen Herrschaft benutzt werden. Italischer Einfluß ist also nicht ausgeschlossen, vielmehr wahrscheinlich, um so mehr, als man verschiedentlich griechische Vasen in der Schweiz, am Rhein, selbst im Norden bei Stade an der Niederelbe gefunden hat, Gefäße, welche der Epoche der Vasenmalerei angehören, demnach mehr denn zweihundert Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden sein müssen, also eine gute Zeit, bevor die römischen Heere in die helvetischen, rhätischen und norischen Alpen eindrangten oder gar dieselben dem römischen Reiche anfügten.

Von jenen geschilderten Töpfen oder Urnen der Urzeit ganz verschieden sind die Thongefäße, welche, auf deutschem Boden gefunden, der römischen Kaiserzeit angehören. Sie tragen durchaus römischen Charakter, denjenigen einfachen und bestimmten Stil, welcher der griechischen Vasenmalerei gefolgt ist. Die Drehschleife ist an die Stelle der Hand getreten, die Formen sind präzise gerundet, die Konturen mit bewußter Absicht gebildet, der rote oder gelbe, schwarze oder graue Thon fein bearbeitet und geschliffen, alles hat sozusagen Schick und Art und weist auf eine fertige Kunstübung. Es kann nun sein, daß vieles davon direkt aus Italien importiert worden, ebenso wenig aber kann man sich der Überzeugung verschließen, daß das meiste davon auf deutschem Boden, und zwar in der Nähe dort, wo es gefunden, auch fabriziert worden. Römische gebrannte Ziegel bestätigen überall den Brand von Thonwaren. Ja man kann und muß annehmen, daß sich in einzelnen Gegenden oder Städten eine blühende Thonwarenindustrie herausgebildet hat, die ihren römischen Charakter bewahrte, solange als die Römerherrschaft dauerte. Zumal gilt das vom Mittel- und vom Niederrhein, und wenn uns nicht in den „dunklen“ Jahrhunderten des Mittelalters die Fäden der Kulturgeschichte abgeschnitten wären, wenn unsere rückwärts gelenkten Nachforschungen sich nicht spurlos verlaufen, nicht auf einen Mangel jeglicher Nachricht über eine bestimmte Zeit hinaus stoßen würden, so kämen wir wahrscheinlich zu der Kunde, daß die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert so blühende „Krugbäckerei“ im Nassauischen sowie im Kölner Lande direkt auf die römische Thonwarenfabrikation der Kaiserzeit zurückzuführen wäre.

Dieser Töpferei ging gleicherweise eine römische Glasfabrikation zur Seite, eine Industrie, die erst entstehen konnte, als sie in Italien selber zu einem hochangesehenen Kunstzweig sich entfaltet hatte. Und das war im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit geschehen. Auch hier mag mancherlei, das noch aus dieser Epoche gefunden worden, von Italien her eingeführt sein, wie denn viel früher schon die bunten kleinen und großen Millefioriglasperlen, welche man in den Grabhügeln gefunden, durch die Phöniker nach dem Norden gebracht sein mögen. Sie gleichen auf ein Haar ihren altägyptischen Vorbildern. Ebenso Armringe, Fingerringe, Haarnadeln von buntem oder farbigem Glas. Daß die Römer die bei ihnen neu erblühende Glasindustrie nach anderen Ländern gebracht, wird z. B. von Spanien und Gallien ausdrücklich gesagt. Was aus der Kaiserzeit an Glasgerät in den Rheingegenden gefunden worden, bekundet durchaus römische Art in der Technik und klassisches Formengefühl. Es ist fein geformt, gestreift, gerippt, mit gezogenen Glasfäden, die leicht aufliegen, verziert, oft von ausgezeichneter Arbeit und alles echte Glastechnik, welche auf eine lange Übung hinweist. Daß daran auch einheimische Arbeiter beteiligt gewesen, ist wahrscheinlich genug; die ganze Art muß aber als römisch bezeichnet werden.

Die erneute Blüte der Glasindustrie war auch wohl die Ursache, daß bei den Metallgegenständen aus der Kaiserzeit eine neue Erscheinung, eine neue Art der Technik auftritt, welche den früheren Bronzefunden gänzlich fehlt. Das ist das Email. Die Schmucksachen der Kaiserzeit tragen meistens ihre eigenen Formen, z. B. die ähnlich einer Armbrust geformten Fibeln, und wenn sich auch nicht immer bestimmen läßt, wann zuerst diese oder jene Form sich findet, so unterscheiden sie sich

doch merklich von den gleichen Fundstücken der vorrömischen Epoche. Mit Bestimmtheit aber läßt sich vom Email aussagen, daß es nicht vor der Zeit der flavischen Kaiser in den Grabstätten erscheint. Und wahrscheinlich wurde es auch nicht früher in der Weise, wie es gefunden wird, geübt.

Das Email als solches, ein dem Metall aufgeschmolzener farbiger Glasfluß, bestimmt, eine Metallarbeit farbig zu verzieren, ist uralt. Es hat, der Glasindustrie folgend, seinen Weg von Ägypten aus über Griechenland nach Italien genommen. Die griechischen Goldschmiede haben es sehr fein mit ihrem zierlichen Goldschmuck zu verbinden gewußt. Wie aber die Blüte der Glasindustrie in Italien und im Westen des Römerreichs erst im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit sich erhob, so auch das Email als ein aus Glasmasse bestehender Schmuck. Dem scheint nun freilich eine Nachricht des Sophisten Philostratos zu widersprechen, der gegen Ende des zweiten und im Anfang des dritten Jahrhunderts lebte und gelegentlich von Bilderbeschreibungen eine Bemerkung macht, welche gewöhnlich auf Email gedeutet wird. Er sagt nämlich — nur von Hörensagen — daß „die Barbaren im Okeanos dem glühenden Erze Farben aufschmelzen, welche erstarren, wie Stein werden und das Gemalte erhalten.“ Wenn diese Stelle nicht, wie Lindenschmit vermutet, später interpoliert ist, so muß sie doch eine andere Erklärung fordern als diejenige, welche daraus folgert, daß den Römern das Email zu jener Zeit unbekannt gewesen sei. Ob mit den Barbaren im oder am Okeanos die Briten und die am Meer wohnenden Gallier oder wer sonst gemeint ist — wahrscheinlich weiß es der Verfasser selber nicht, nach der Unklarheit der Stelle zu urteilen —, ob jene Völkerschaften das Email geübt haben, was wir bezweifeln, soll hier, wo es sich um die Fundstücke auf deutschem Boden handelt, nicht untersucht werden: sicher ist aber, daß die Römer eben in dieser Zeit das Email gekannt haben und daß es auf deutschem Boden als römische Arbeit gefunden wird. Es kommt an Gefäßen vor, an Schmuckstücken und sonst Gegenständen verschiedener Art, insbesondere als Bedeckung scheibenförmiger Fibeln, und ist und wird gefunden auf den Friedhöfen römischer Lager zu Xanten und Mainz, und sonst so häufig, daß alle betreffenden Museen Beispiele besitzen.

Nicht alles aber, was wie Email auf diesen Gegenständen aussieht, ist es auch. Man findet, und zwar auf den Bronzen älteren Stils, Vertiefungen, die wie mit einer farbigen Harzmasse ausgelegt erscheinen, andere, in welche eine Paste oder Kittmasse eingelassen und wahrscheinlich durch Erhitzung befestigt ist. Auch diese letztere Art gehört noch den letzten vier Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung. Bei manchen Gegenständen ist aus mangelnder Untersuchung die farbige Masse noch unbestimmt. Das eigentliche echte, aus Glasfluß bestehende Email, zu dem jene älteren Verzierungsweisen wie Vorstufen erscheinen, beginnt im Abendlande, wie gesagt, im ersten Jahrhundert n. Chr., und zwar in der Form des *champlevé* oder des Grubenschmelzes. Diese Art gräbt aus dem Metall die Tiefen heraus, welche die Schmelzmasse aufzunehmen haben. Die Technik ist bereits mit einer großen Vollkommenheit geübt, indem ohne Metalltrennung Farbe an Farbe gesetzt und doch ihr Zusammenfließen vermieden ist. Auch die andere *cloisonné* oder Zellschmelz genannte Art, welche die Vertiefungen zur Aufnahme der Masse Zellen gleich aus schmalen, auf die Schneide gesetzten Metallbändchen aufbaut, war den römischen

Goldschmieden auf deutschem Boden nicht unbekannt, sie erscheint aber erst im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Die Übung der Emailtechnik hier auf rheinischem Boden, insbesondere am Niederrhein, als römische Arbeit zu konstatieren, ist von besonderer Wichtigkeit, teils um des Emails selbst willen als eines edlen Zweiges der höheren Goldschmiedekunst, teils wegen der Kontinuität in der Geschichte und des plötzlichen, sonst unerklärlichen Auftretens einer Emailierkunst auf dem gleichen Boden ein gutes halbes Jahrtausend später. Wir werden darauf zurückkommen und alsdann uns dieser römischen Kunst zu erinnern haben.

In Bezug auf jene zweite der Schmelzkünste, das Zellschmelz (email cloisonné) ist jedoch nicht zu verhehlen, daß ihr Erscheinen überhaupt in so früher Zeit, im vierten Jahrhundert, vielerseits bezweifelt wird. Nicht daß diese Emailart nicht schon vorgekommen wäre, denn das alte Ägypten hat sie auf seinem Goldschmuck bereits gekannt; aber man nimmt an, erst die byzantinische Kunst habe sie wieder in Übung gebracht, und nicht vor dem sechsten Jahrhundert oder später noch. In der That, so sicher und häufig das Grubenschmelz auf römischen Bronzearbeiten sich findet, so schwer ist das Zellschmelz nachzuweisen, und es ist bemerkenswert, daß, wo das spätere byzantinische Zellschmelz die verschiedenen Farben durch die Metallbänder auseinander hält, jenes römische Grubenschmelz unbedenklich und scharf in kleinen Mustern Farbe an Farbe setzt und sie so, wie schon erwähnt, vor dem Zusammenfließen zu bewahren weiß.

Jener Zweifel an der frühen Existenz des Zellschmelzes, das unter allen Umständen in dieser Epoche eine seltene Erscheinung bleibt, gründet sich aber insbesondere auf die Nebengestalt einer Verzierungsweise, welche dem Zellschmelz sehr ähnlich ist und gerade so aussieht, als ob sie entweder der Vorgänger desselben oder eine unvollkommene, um nicht zu sagen barbarische Nachahmung sei. Goldplatten bilden bei der einen wie der anderen Verzierungsart die Grundlage, auf welche mit aufgelöteten Goldbändchen, die auf der scharfen Kante stehen, die nötigen Vertiefungen oder Zellen in bestimmter Zeichnung hergestellt sind. Während aber beim echten Zellschmelz die pulverisierte Emailmasse im Feuer aufgeschmolzen ist, sind bei dieser Nebenart gefärbte Glasstückchen auf kaltem Wege in die Zellen eingesetzt und mechanisch befestigt. Der Effekt ist derselbe, und man muß genau zusehen, um sich zu überzeugen, daß man nicht echtes Email vor sich hat. Die französischen Kunstgelehrten bezeichnen dieses, wie man wohl sagen kann, falsche Email cloisonné mit dem treffenden Ausdruck Verroterie cloisonnée, den wir etwa, da wir noch kein Wort dafür haben, mit Zellenglasverzierung wiedergeben können.

Die Zeichnung bei dieser Verzierungsart ist äußerst einfach: es sind fast immer quadratische oder rautenförmige Stückchen, oder es sind Kreise und Birkelschläge, welche das Muster bilden. Durchweg ist das Material rotes, helleres oder dunkleres Glas, auch wohl mit Grün dazwischen. Zuweilen ist das Glas durch kleine Edelsteine wie gespaltene Granaten ersetzt. Technik und Wirkung sind dieselben. Figürliches kommt dabei nicht vor, wie bei dem Zellschmelz der Byzantiner. Die Technik bietet demnach keine Schwierigkeit, und die Kunst dabei ist nicht groß.

Nun ist es bemerkenswert, daß sich die Beispiele dieser Zellenglasverzierung,

die durchaus nicht selten sind, überall auf den Spuren der wandernden und erobernden germanischen Völkerschaften finden, vom Schwarzen Meere angefangen bis nach Spanien und England. Sie finden sich an Kronen, an Schmuck jeder Art, an Gürtelschnallen und Gürtelbeschlägen, an Waffenstücken, an Gefäßen und Geräten. Im fernen Osten erscheint das Zellglas bei jenem berühmten Fund von Petrossa in Rumänien (gegenwärtig in Bukarest *), welcher als Schatz dem Ostgotenkönig Athanarich zugeschrieben wird. Es ist hier an einer Reihe barbarisch gestalteter Gegenstände gefunden in Begleitung, z. B. mit einer großen Schale, welche unzweifelhaft von griechisch-byzantinischer Herkunft ist. Man hat am entgegengesetzten Ende Europas zu Fuente de Guazarar bei Toledo eine Anzahl größerer und kleinerer goldener Kronen gefunden, welche durch angehängte Kreuze als Motivkronen bezeichnet werden. Sie befinden sich gegenwärtig in den Sammlungen von Paris und Madrid. Goldene Buchstaben, die mit Ketten ringsum gehängt sind, welche die Namen der westgotischen Könige Svinthila (621—631) und Reccesvinth ** (653—672) ergeben, lassen zwei der bedeutendsten dieser Kronen entweder als ehemaliges Eigentum oder als Weihgeschenk der genannten Könige erscheinen. Diese Kronen, der Form nach ein einfacher breiter Goldreif, sind gleich den Buchstaben mit Zellglas verziert, daneben auch mit Perlen, Saphiren und anderen Steinen. Die ganze Erscheinung hat un-leugbar etwas Barbarisches, durchaus nichts, was an antike klassische Art und Kunst erinnert. (S. Abb. 1.)

Gleicherweise in Paris ist ein anderer schon älterer Fund aufbewahrt, ein Fund

*) Abgebildet in The treasury of Petrossa. Arundel Society.

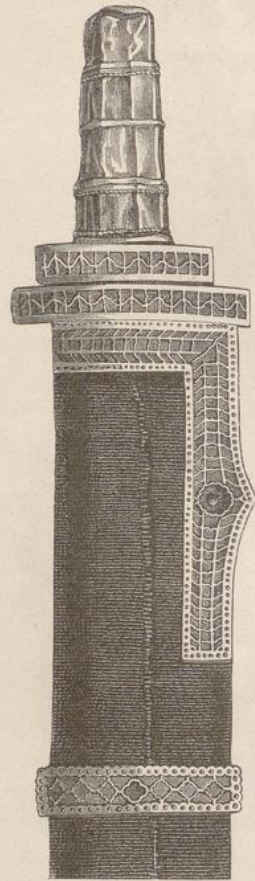
**) Abgebildet bei Labarte Hist. des arts, und Boeck, Kleinodien des h. röm. Reichs.



1. Motivkrone des Königs Reccesvinth.

von fränkischer Herkunft, der in sehr reichlicher Weise mit rotem Zellenglas verziert ist. Im Jahre 1653 entdeckte man in Tournay das Grab des merowingischen Königs Childerich (gest. 481). Ein Ring mit Namensinschrift („Childerici regis“), sowie zahlreiche mit den Gegenständen gefundene Gold- und Silbermünzen lassen darüber keinen Zweifel.*) Von den Gegenständen, die mancherlei Schicksale durchgemacht haben, bis sie Ruhe und Sicherheit in den Sammlungen des Louvre gefunden, ist

nur ein Teil erhalten geblieben. Es ist die Scheide des Schwertes mit ihrer Verzierung (die Klinge ist gleich zerfallen), ein viereckiges Plateau, ein Becher und verschiedene Schmuckgegenstände, sämtlich von Gold und ganz oder teilweise mit rotem Zellenglas besetzt. An Schwertgriff und Scheide (s. die Abb. 2) tragen alle goldenen Teile diese Verzierung, am Plateau der Rand, sowie ein Kreuz in der Mitte, um den Becher ein einfacher Blätterkranz. Ein anderer in Frankreich befindlicher, mit Zellenglas verzierter Gegenstand läßt sich ebenfalls auf bestimmte Persönlichkeiten und eine bestimmte Zeit zurückdatieren. In der Abteikirche von Chelles in der Diözese von Paris befindet sich ein großer Becher oder Kelch, welchen die merowingische Königin Bathilde, Gemahlin Chlodwigs II., dieser von ihr im Jahre 622 gegründeten Stiftung geschenkt hat. Der Becher**) gilt für eine Arbeit des heiligen Eligius, Bischofs von Noyon, den die fränkischen Könige Clotar und Dagobert vielfach als ihren Goldschmied beschäftigt hatten, bis er im Jahre 640 Bischof wurde. Der Becher ist in Schachbrettmustern, die in senkrechte Streifen eingeordnet sind, rings mit Zellenglas bedeckt. Nach dieser Herkunft muß er also im Lande selbst verfertigt sein. Ein Kästchen mit Zellenglas, das in der Kirche von St. Maurice in Valais aufbewahrt wird, trägt sogar die deutschen Namen Undiho und Ello. Seine Verzierung mit Zellenglas weist es ebenfalls dieser Epoche zu. Auch auf lombardischem Boden giebt es Beispiele. Der berühmte Domschatz von Monza, der die ältesten künstlerischen Erinnerungen dieses als Barbaren in Italien eingebrochenen deutschen Stammes enthält, besitzt unter anderen Gegenständen, welche von der



2. Schwert des Königs Childerich.
Griff und oberer Teil der Scheide.

Königin Theodelinde, der Gemahlin Agilulfs, herrühren, die beiden Deckel eines Evangeliariums***), welche, aus goldenen Platten bestehend, um den Rand sowie in der Mitte mit besonders gut und genau gearbeiteter Zellenglasverzierung geschmückt sind. Eine lateinische Inschrift besagt sie als Geschenk der Königin Theodelinde und läßt damit

*) Abgebildet bei Labarte. **) Abgebildet bei de Linas, Orfèvrerie mérovingienne, Oeuvres de St. Eloi. ***) Abgebildet bei Labarte und Bod.

über die Herkunft wenig Zweifel übrig. Sie gehören also ebenfalls dem Anfang des siebenten Jahrhunderts an. Dagegen besitzen die beiden Motivkronen, welche von jenem Königspaare gewidmet worden, kein Zellenglas, und die berühmte eiserne Krone, deren Entstehung ebenfalls auf jene Königin zurückgeführt wird, ist in einer Weise mit wirklichem und dichtem Zellschmelz verziert, welche sie als eine Arbeit späterer Zeit, etwa der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, erscheinen läßt.

Wir gedenken nicht weiter der zahlreichen Schmuckstücke aus Zellenglas und Gold, welche die Grabstätten dieser Epoche vom fünften bis zum siebenten Jahrhundert auf den Sitzen der deutschen Eroberer an das Licht gebracht haben. Wir konstatieren, daß sie vorhanden sind, und fragen weiter nach der Herkunft dieser Gegenstände, nach ihren Verfertigern. Da stehen sich nun zwei Ansichten schroff gegenüber, selbst unter den französischen Gelehrten. Während Ferdinand de Lasteyrie, der über die Kronen von Guarrazar geschrieben hat, alle diese Arbeiten ausnahmslos den germanischen Völkerschaften als ihre eigene Art zuweist, die sie aus ihren früheren Sitten in die eroberten Länder mitgebracht hätten, wollen andere ihre Entstehung von Byzanz herleiten.

Es kann nun wohl sein, daß die Technik in der That ihren Weg über Byzanz genommen hat, oder wenigstens von Osten gekommen ist, denn sie war bei den Persern der Sassanidenzeit gekannt und geübt. Steine, echte wie falsche, also auch farbige Glasstückchen in Gold zellenartig einlegen, ist auch sonst (z. B. auf den goldenen Gefäßen des Fundes von St. Miklos im Wiener Antikensabinet) als alte asiatische Kunsttechnik bekannt. Das Verfahren kann nun über Konstantinopel oder Rom oder über beide Wege zugleich zu den germanischen Völkerschaften gekommen sein. Daß es aber bei diesen selbständig geübt worden, scheint uns ebensowenig zweifelhaft in Hinblick auf so barbarische Erscheinungen, wie sie die Fundstücke von Petroffa und die Kronen von Guarrazar zeigen, die unmöglich im feinen Byzanz, trotz der Entartung der griechischen Kunst, gemacht sein können. Ebenso beweiset die lateinische Inschrift bei den Buchdeckeln der Theodelinde mindestens italische Arbeit, wenn man sie nicht als lombardische betrachten will. Die Thätigkeit des heiligen Eligius zeigt, wie sehr die Goldschmiedekunst unter den Merowingern heimisch geübt wurde. Er nahm sogar einmal zwei gefangene Germanen, einen Sachsen Tillo und einen Schwaben Tituen, die er auf dem Sklavenmarkt losgekauft hatte, als Gehilfen in sein Atelier. Zwei deutsche Namen, wie erwähnt, trägt auch das Kästchen von St. Maurice in Valais.

Wenn also auch die germanischen Völkerschaften diese Kunst der Zellenglasverzierung von den Griechen und den Römern gelernt haben, so kann doch kein Zweifel sein, daß sie dieselbe eigen und selbständig ausgeübt haben. Und das ist keine isolierte Erscheinung. Vielmehr beginnt von dieser Zeit an, vom Ende des fünften Jahrhunderts etwa, d. h. von dem Zeitpunkt, wo die erobernden germanischen Völkerschaften in den romanisierten Provinzen des römischen Kaiserstaates sesshaft wurden und neue Reiche gründeten, eine eigentliche deutsche Goldschmiedekunst, ja die deutsche Kunstindustrie überhaupt, wenn auch fast nur von jener, von der Goldschmiedekunst, sich die Zeugen in ihren Arbeiten erhalten haben.

Es beginnt, wie gesagt, eine neue, die erste originale Epoche. Von den beiden

Epochen, die ihr vorausgegangen sind, reichte die erste, im Dunkel der Vorgeschichte beginnend, bis zur römischen Eroberung und zur Gründung römischer Städte, das ist bis in den Anfang der Kaiserzeit. Es ist die Epoche des Imports, der Metallgeräte, der Waffen und Schmucksachen aus den Kulturstätten des Mittelmeeres und insbesondere aus Italien und den etruskischen Städten. In der zweiten Epoche, die Kaiserzeit umfassend, blühen die römischen Städte am linken Ufer des Rheines und im Süden Deutschlands südwärts des großen Limes, der vom Mittelrhein zur Donau zieht, und südlich von der Donau empor, und mit ihnen erwächst eine römische Industrie, eine römische Kunst, eine römische Kultur, römischer Luxus. Augusta Trevorum, die Kaiserstadt an der Mosel, längere Zeit die Residenz der Regenten der westlichen Provinzen, schmückt sich würdig dieser Bedeutung. In Töpfereien, in edlem und unedlem Metallgerät, in Mosaiken, Bädern, Bauanlagen und Bauwerken sind reichlich die Zeugen dieser römischen Epoche vorhanden.

Die Sturzwellen der Franken, Goten, Alamannen, Burgunder u. s. w. löschten überall die Römerherrschaft aus, nicht aber die Industrie, welche von ihr geschaffen worden. Würde es nicht durch viele deutsche Namen auf Thongefäßen und anderen Gegenständen bezeugt sein, so müßte man auch so annehmen, daß die Römer wie als Soldaten, so auch zur Mithilfe an friedlicher Arbeit die Einheimischen heranzogen, sie als Gehilfen in die Werkstätten nahmen und ihnen die Künste lehrten, die sie besaßen und übten. Freilich, der Stil, der Geschmack, die Form blieb römisch, die Inschrift lateinisch, auch wo der Name deutsch ist, z. B. Ingeldus fecit (statt fecit). Es werden auch ausdrücklich an der Grenze die barbari aurifices erwähnt, womit deutsche Goldschmiede oder Goldschmiede von germanischer Herkunft gemeint sind.

Solche Zustände fanden jene erobernden Völkerschaften vor, als sie statt der früheren Plünderungszüge nunmehr von den Provinzen Besitz ergriffen und neue Reiche zu gründen begannen. Sie fanden Töpfer, Glasmacher, Metallarbeiter, die ihres Stammes waren, in Besitz vieler erlernter, von ihren Lehrmeistern lange geübter Künste. Manches freilich, was die Römer geschaffen hatten, ging unter den Fußtritten der Barbaren zu Grunde, aber bald lernten dieselben nicht bloß den Wert des Metalls, sondern auch die Kunstarbeit schätzen. Sie selber, so die merowingischen Könige der Franken, umgaben sich mit Luxus, sammelten Kunstschätze, wurden Besteller und ließen arbeiten, und da sie Christen geworden, begabten sie Kirchen und Klöster mit kostbaren Werken eigener Art und eigener Arbeit.

Zu dieser eigenen Art hatten die erobernden Stämme, was die Technik betrifft, zwar nichts mitzubringen gehabt. In dieser Beziehung hatten sie alles zu lernen und haben es bald gelernt. Und doch brachten sie ein eigenes Element der Kunst mit, welches rasch genug Aussehen und Art all der Gegenstände veränderte, mit denen sie ihre Waffen und Geräte schmückten. Franken, Alamannen, Burgundionen führen noch lange fort, auch nachdem sie die römische Sitte der Friedhöfe und der Reihengräber und selbst das Christentum angenommen hatten, Waffen und Schmuck und Geräte in den Gräbern beizusetzen, und zahlreich sind dieselben in der Schweiz, in Süddeutschland, am linken Rheinufer wieder an das Licht gekommen. Ganze Friedhöfe sind geöffnet worden, und ihr Inhalt hat gewissermaßen einen neuen Kunststil enthüllt. Die Gegenstände reichen vom Ende des fünften bis zum Anfang des achten

Jahrhunderts, und lassen einen gewissen Fortschritt in der Vollenbung erkennen, deren Höhe in das siebente Jahrhundert fällt.

Wie aber konnte es sein, daß diese Völkerschaften, denen wir doch bisher, im Gegensatz zu Rom und Italien, die Kunstübung absprechen mußten, dennoch den von den Römern erlernten Künsten ein neues Element hinzuzufügen, ja dieselben ornamental umzuändern vermochten? Wenn ihnen auch die feineren Künste fehlten, so waren ihre Arbeiten, ihre Kleider, ihre Bauten, ihre Gefäße doch nicht jeder Verzierung bar. Nach Tacitus verstanden sich die germanischen Frauen auf Verzierung der Kleider durch Sticerei und die nordischen Stämme setzten buntes Rauchwerk zusammen. Weber das eine noch andere hatte freilich einen Einfluß auf die Gegenstände, welche den fränkischen und alamannischen Gräbern entnommen sind, wohl aber die Verzierungen der Bauten und des sonstigen Holzgerätes. Es ist freilich davon aus so früher Zeit nichts auf uns gekommen, was direkt Existenz und Art dieser Verzierungen bestätigte, aber schon der Giebel schmuck der angelsächsischen Häuser, der „gehörnten Halle“, mit Hirsch- und Pferdeköpfen, wie er noch auf den Bildern der ältesten angelsächsischen Manuskripte erscheint, setzt eine gewisse und lange Übung in der Holzschnitzerei voraus.

Nun aber, und das ist die Hauptsache, zeigt die Art der Verzierung auf den Fundstücken der germanischen Gräber dieser Epoche, daß dieselbe vom geschnitzten oder vielmehr geschnittenen Holze auf Metall übertragen sein muß — eine Erscheinung, die bisher wohl noch nicht hinlänglich in Mitrechnung gezogen worden. Die vertieften Ornamente auf den Fibeln und Spangen, den Gürtelschnallen und Beschlägen sehen nicht wie graviert aus, sondern wie mit dem Messer eingeschnitten. Es ist der sogenannte Kerbschnitt, wie wir heute sagen, der noch vor nicht langer Zeit an der Nordsee, bei den Friesen, in Schleswig-Holstein, Dänemark u. zu Hause war und heute wieder als Handarbeit in den Volksschulen eingeführt werden soll. Zahlreiche Hausgeräte, groß und klein, für die Wohnung wie für die Küche, sind noch vorhanden, bei denen die Ursprünglichkeit in Technik wie in der Zeichnung unverkennbar ist. Wir können nicht einen Augenblick zweifeln, daß solche Kerbschnittornamentation durch jene deutschen Völkerschaften vom Holzgerät auf ihre Metallarbeiten übertragen worden. (Abb. 3.)

Was von solchem Holzgerät mit Kerbschnittverzierung in den Grabstätten vorhanden gewesen sein mag, hat freilich die Zeit vernichtet, jedoch nicht gänzlich. Aus



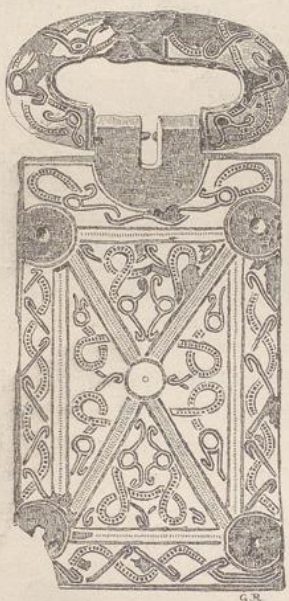
3. Gürtelschnalle aus merowingischer Zeit.



4. Sogenannter Totenschuh, Bierstück aus Holz im Kerbschnitt

einem Totenbaum der alamannischen Gräber am Lupfen bei Oberflacht hat man mit anderen Gegenständen Holzgeräte hervorgezogen, welche mit vorn gebogener Spitze eine entfernte Ähnlichkeit mit Schuhen haben und daher wohl als „Totenschuhe“ bezeichnet worden sind.*) In anderer Stellung gesehen, gleichen sie eher Vogelköpfen. Vermutlich waren sie Bierstücke am Bau oder Hausgeräte. Dem sei, wie ihm wolle; was hier interessiert, ist, daß diese Gegenstände auf ihren platten Seitenflächen mit denselben geradlinigen und rosettenartigen Ornamenten im wirklichen Kertschnitt verziert sind, wie der Metallschmuck aus den gleichzeitigen Grabstätten. (Abb. 4.)

Aber dies ist nicht das einzig Neue und Eigentümliche. Auch Form und Gestalt



5. Gürtelschnalle von Eisen mit Silber,
aus merowingischer Zeit.

des Biergerätes sowie die Motive des Ornamentes ändern sich. Wir haben auch hier vorzugsweise die Metallgegenstände im Auge, denn was die Töpfereien betrifft, so finden sie sich zwar reichlich in diesen Gräbern, ohne aber große Originalität zu zeigen. Sie haben allerdings bestimmtere Formen und reichere Entfaltung der einfachen Urelemente der Zeichnung, der Linien, Zacken, schachbrettartigen Muster, erheben sich mit denselben zu Sternen und Rosetten und geben zum öfteren deutsche Namen als Verfertiger. Als Gegenstände eines Zweiges der Kunstindustrie stehen sie aber weit hinter den Metallgegenständen zurück. Die Töpferei als Kunstzweig entwickelte sich in Deutschland erst um ein Jahrtausend später.

Die neue Ornamentation auf den Metallgegenständen besteht in den durchschlungenen Linien, Bändern, Riemen, oder wie man das ausdrücken will, eine Verzierungsweise, welche zum Teil noch gleichzeitig, zum Teil in den nachfolgenden Jahrhunderten auf den Minia-

turen in den Manuskripten der lombardischen, fränkischen und irischen Schule zu so überaus kunstvoller oder vielmehr künstlicher Ausbildung gelangt ist und erst im romanischen Stil ihr Ende findet. Es ist schon auf den Gegenständen dieser Grabstätten des sechsten und siebenten Jahrhunderts vorhanden, was für die Initialen der romanischen Epoche so charakteristisch wird, die Umwandlung dieses verschlungenen Riemenwerks in Vogelgestalten, Schlangen, Drachen, deren Leiber, Häufe und Füße sich durcheinander schlingen, um einerseits mit einem Kopf, anderseits mit einem Schwanz zu endigen. Hier auf den Grabfunden kann man diese Verzierung entstehen sehen. Anfangs, auf den älteren Gegenständen, ist es wie vereinzelter Gewürm, das sich krümmt und wie zufällig, nur um den leeren Raum zu beleben, auf der Fläche sich befindet, ohne Ordnung, ohne Symmetrie.

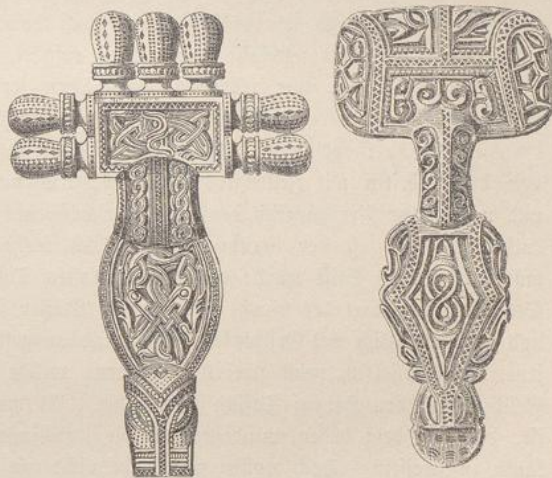
*) Abgebildet bei Lindenschmit im 2. Bde., 7. Heft.

Dann verschlingen sich die Krümmungen, füllen kleinere Abteilungen und bedecken endlich, zu einem regelrechten System entwickelt, die ganzen Flächen. Sie finden sich ebenso vertieft und kerbschnittartig ausgeführt, wie in den flachen Ornamentationsweisen, welche diesen Gegenständen zu eigen sind. (Abb. 5 u. 6.)

Diese phantastische Verzierungsweise steht aber nicht allein. Hat sie schon die einfacheren Elemente des Kerbschnittes neben sich, so kann es nicht anders sein, daß sie auch antike Motive, Motive römischen Herkommens, daneben enthalten muß, wenn anders es richtig ist, daß jene germanischen Völkerschaften die Technik zu diesen Arbeiten von den Römern oder ihren römisch geschulten Landsleuten erlernt haben. Und so ist es auch. Zumal als kleine Füllstücke der Zwischenfelder oder als Umrahmungen finden sich Mäander, Palmetten, Voluten, Ranken, Akanthus nach antiker Art in Verbindung mit jenem heimischen Ornament, allerdings in verwirelter Gestalt, wie es nicht anders zu erwarten ist.

Auch die Formen können einen gewissen barbarischen Charakterzug nicht verleugnen. Die Spangen und Schnallen und Gürtelbeschläge sind viel größer und plumper in der Form als ihre Vorgänger, weniger profiliert und weniger im Relief gearbeitet. Oft sind es verhältnismäßig Kolossalstücke. Eine Eigentümlichkeit ist die, daß die Enden häufig in Vogelfüße auslaufen, deren Augen aus farbigen Glasperlen, gleich eingesetzten Edelsteinen, gebildet sind. Die Ränder der Gewandnadeln sind nicht selten mit einer Art freistehender Knöpfe umstellt.

Das Material ist häufiger als früher Edelmetall, insbesondere Silber, aber auch Eisen und dieses wieder mit Silber und Gold in echter uralter Tauschierarbeit verziert, und zwar in mehrfacher Weise. Es ist einerseits die Linientauschierung häufig geübt, indem in das gravierte Metall, sei es in Silber oder Eisen, die Golddrähte eingeschlagen sind. Diese Verzierung findet sich auch in Verbindung mit der zweiten Art. Diese belegt, wie es den Anschein hat, die ganze Oberfläche der Eisenstücke mit dünnem Silberblech, welches vermutlich heiß auf die aufgeraute Fläche aufgeschlagen worden; alsdann wurden nach der Zeichnung Teile aus dieser Silberfläche wieder herausgenommen, so daß das schwarze Eisen, das nun wieder hervorkommt, die Zeichnung bildet. Das Gold tritt dabei in der Form der Tauschierung auf, aber auch so aufgetragen, daß es sowohl die kerbschnittartigen Vertiefungen wie ganze Teile blattartig belegt. So sind es drei Metalle, welche vereint bereits einen reichen farbigen Effekt



6. Fibeln aus fränkisch-alamannischen Gräbern.

erzielen. Dazu kommt nun noch das Niello, das glänzende Schwefelsilber, welches wieder auf der hellen Silberfläche eine zarte schwarze Zeichnung bildet. Reicher Besatz mit kleinen Edelsteinen oder Glasperlen, eine sehr gewöhnliche Erscheinung, giebt die letzte Belebung.

Man wird zugeben, daß all diese Technik, das Gießen des Metalls, das Treiben, Bijelieren, Gravieren, Tauschieren, Vergolden, Niellieren, das Resultat jahrtausend-langer Arbeit und Übung, wohl nicht in den deutschen Wäldern, in den Urstüben der Franken, Sachsen, Sueven u. s. w., erfunden worden, wohl aber, daß diese Völkerschaften sie auf dem romanisierten Boden erlernen konnten. Und hier ist es auch, wo Arbeiten solcher Technik reichlich gefunden werden. Es wird kaum nötig sein, die zahlreichen Grabstätten aufzuzählen. Leider sind es aber auch nur (oder fast nur) die Grabstätten, welche uns die Zeugen dieser fränkischen, alamannischen Kunstthätigkeit liefern, und wir müssen ihnen noch dankbar sein, denn sowie mit dem Christentum die Sitte nachläßt und endlich aufhört, den Toten Schmuck und Geräte beizugeben, sind wir von redenden Denkmälern jener frühen Kunstarbeit fast wie verlassen, bis wiederum die Kirche beginnt, ihre Schätze zu sammeln und zu bewahren.

Die Kirche ist es auch, welche wohl das einzige größere Kunstwerk erhalten hat, von den Arbeiten mit Zellenglas abgesehen, das noch dieser Epoche beizuzählen ist und nach seiner Art gänzlich den soeben beschriebenen Metallarbeiten der Grabstätten entspricht. Das ist der berühmte Tassilokelch im oberösterreichischen Stift Kremsmünster. Dieses Stift wurde vom Bayernfürsten Tassilo, dem letzten Herzog seines Stammes, den Karl der Große 788 in das Kloster sendete, im Jahre 777 gegründet und verschiedentlich mit Geschenken begabt und ausgestattet. Von diesen hat sich eben jener Kelch erhalten, nebst zwei Kandelabern, welche die Überlieferung ebenfalls als Geschenk auf den Herzog Tassilo zurückführt. Es mag wohl sein, daß dieses richtig ist, denn an dem hohen, mindestens in die Karolingerzeit hinaufreichenden Alter ist kaum zu zweifeln. Doch wollen uns beide nicht wie deutsche Arbeit erscheinen. Sie tragen fremdartige, orientalische Züge.

Anders ist es mit dem genannten Kelch. Daß er ein Geschenk des Herzogs und zugleich in seiner Zeit und in seinem Auftrag gemacht worden, bekundet die Inschrift in Niello, welche den Fuß umgiebt: TASSILO DVX FORTIS + LIVTPIRG VIRGA (sic!) REGALIS. Daß er von vornherein für die Kirche bestimmt war und nicht etwa schon als weltlicher Pokal gedient hat, wird durch die Bilder bezeugt, welche auf dem oberen Gefäß, der Kuppe, Christus und die vier Evangelisten in fünf Feldern darstellen und ebenso auf dem Fuß noch fünf Heilige in Brustbildern. Der Kelch hat in seiner Form nichts Antikes, vielmehr gleicht er mit seinen drei Teilen, der hohen Kuppe, dem runden Knauf und dem konvex sich erweiternden Fuß, welche ohne Zwischenglieder verbunden sind, völlig der Form des sogenannten Römerglases, nur ist er weit gewaltiger in den Dimensionen, denn seine Höhe beträgt 252 Millimeter. Seiner Technik nach könnte er den Grabstätten der Alamannen entstiegen sein, so sehr gleicht er ihren Fundstücken. Er besteht gänzlich aus Kupfer, in der oberen Hälfte gegossen, in der unteren getrieben; das Silberblech, in dessen Fläche die figürlichen Darstellungen und das sonstige Beiwerk mit Niello und Gold eingegraben, man möchte sagen eingeschrieben oder eingezeichnet sind, bedeckt in ovalen

Feldern den größten Teil der Kuppe und des Fußes. Der Rand und die übrig gebliebenen zwickelartigen Felder zeigen kerbschnittartig eingegrabenes Ornament, das in den Tiefen und auf den Höhen mit Gold beschlagen ist; die Zeichnung des Ornaments bilden eben jene oben beschriebenen riemenartig verschlungenen Schlangengestalten, die hier wohl zum erstenmale auf einem kirchlichen Gegenstande erscheinen. Der Knauf ist mit kleinen Edelsteinen besetzt, auch eine Verzierung jener Schmuckarbeiten aus den Grabstätten, und ebenso findet sich auf den Armringen derselben das Motiv des kleinen, wie aus gereihten vergoldeten Knöpfen bestehenden kupfernen Ringes, welcher beweglich und drehbar die Kuppe vom Knaufe trennt. (S. die Abb. im Farbendruck.)

Es kann demnach wohl kaum ein Zweifel sein, daß dieser Kelch, wenn auch dem Schluß der Epoche angehörend — wir mögen etwa das Jahr 780 als die Zeit der Entstehung annehmen, wenn nicht genau 777 — durchaus von deutscher Arbeit ist und denselben Werkstätten entstammt, welche den Schmuck der Bayern und Alamannen geliefert haben. Fragen wir nach dem Orte der Werkstätte selber, so haben wir sie auf altbayrischem Boden zu suchen, und wir werden kaum irren, wenn wir an die alte Römerstadt Juvavia, an Salzburg, denken. So können wir diese erste dunkle Epoche, die Vorgeschichte der deutschen Kunstindustrie, in welcher wir uns überall auf dem Gebiet der Hypothesen, Vermutungen und Schlußfolgerungen befinden, mit einem historisch beglaubigten Werke abschließen.